

einer und derselben Bühne, ihre Rollen ergänzen sich nicht nur im vegetativen Leben der Natur, sondern auch in der Gestirnreligion und Sterneutung. Eine Verfinsternung des Himmels durch Wolken ward in älterer Zeit mit astronomischen Finsternissen fast auf gleiche Stufe gestellt, wenn sie zu der Jahreszeit selten war und besonders, wenn sie um die Vollmondszeit geschah. Begreiflicher Weise riefen auch die im Orient häufigen Haloringe mit ihren wundersam wechselnden Gebilden, vor allem der Nebensonnen, kriegerische Vorstellungen wach, besonders, wenn der Landesplanet (Jupiter) inmitten des Ringes stand und der Vertreter einer feindlichen Macht (Mars) sich ihm von außen näherte: ein Bild der Belagerung und drohenden Invasion. —

Diese Beispiele mögen genügen. Sie lassen die Auffassung der Alten verstehen, daß der gestirnte Himmel nicht nur belebt, sondern auch ein Schauplatz kriegerischer Verwicklungen sei.

Und solchen gelten auch die folgenden Blätter. Ihr Gegenstand ist vor allem der Kampf der Gestirne, von dem die Sibyllinischen Orakel im V. Buche 512 ff. und Vs 206 ff. berichten, und die alexandrinische Phaëthonsage, die den humanistisch Gebildeten schon aus dem II. Buch der Metamorphosen Ovids (43 v. Chr. — 17 n. Chr.) bekannt ist. Für uns handelt es sich aber hier nicht um Würdigung der dichterischen Einkleidung, sondern um die tatsächliche, naturgeschichtliche Grundlage der beiden antiken Schriftdenkmäler. Über dem Finale des V. Buches der Sibyllinischen Orakel (Vs 512 ff.) schwebte nämlich bis jetzt ein undurchdringlicher Nebel und das Geheimnis des Phaëthon war noch ebensowenig entschleiert. Ist aber einmal das erste und schwerste Rätsel gelöst, so haben wir auch den Schlüssel zum zweiten gefunden. Beides wird sich

im Laufe unserer Untersuchung als Tatsache herausstellen.

Ob unsere Schrift auch als ‚zeitgemäß‘ gelten darf? Von kulturgeschichtlicher Bedeutung ist sie gewiß. Vor allem erteilt sie die eindringliche Lehre, daß antike Überlieferungen, selbst im Gewande von Mythos oder Sage, nicht leicht als phantastische oder gar als sinnlose Gebilde abgewiesen werden dürfen. Und diese Vorsicht ist erst recht am Platze, wo ernste Berichte besonders religiöser Art in Frage stehen, wie sie sich vor allem im Alten Testament in Fülle darbieten. Gerade da wäre die Entschliebung zur strengen Selbstkritik äußerst heilsam und höchst zeitgemäß: Zuerst wägen, dann wagen! Die Dringlichkeit dieser Mahnung werden wir schon bald durch zahlreiche Belege in einer besonderen Schrift erhärten.

Leider ist mir die von Vitelli in *Atene e Roma* Nr. 71/72, 1904, col. 354—356 veröffentlichte Pergamentinschrift der Orac. Sibyll. Vs 517—523 (4. Jhdt.) erst nach der Drucklegung durch P. Wilh. Bröl S. J., der in dankenswerter Weise die zweite Korrektur übernahm, bekannt geworden. Glücklicherweise wird jedoch dadurch meine Auffassung der betreffenden Stellen wenigstens sachlich nicht geändert (Rzach in *Pauly-Wiss.-Kroll*, 2. Reihe, 4. Halbb., Sp. 2140 spricht nur davon, daß das neue Fragment einige kleinere Unebenheiten in der Überlieferung bereinigt).

Valkenburg (Holland), Ostern, 1927.

Der Verfasser.

I. DAS ANGEBLICH „WAHNSINNIGE FINALE“ DES V. BUCHES DER SIBYLLINISCHEN ORAKEL EINE SINNVOLLE NATURPOESIE.

Den Schluß des V. Buches (Vs 512—531) der berühmten sibyllinischen Orakel bildet die Prophezeiung eines „Krieges der Gestirne“, der damit endet, daß sie herabgeschleudert werden und die ganze Erde in Brand setzen. Blaß, der Bearbeiter der Sibyllinen in den von Kautzsch herausgegebenen „Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments“ II, 183 nennt die Stelle ein „wahnsinniges Finale“. Die große Geringschätzung, mit der Blaß auch sonst von seinem Stoffe spricht, läßt freilich dieses vernichtende Urteil als recht verdächtig erscheinen. Es unterscheidet sich jedoch wenig von dem, welches der bekannteste neuere Bearbeiter der Oracula — Joh. Geffcken — gefällt hat. „Die taumelnde Phantasie dieser Vision spottet, obwohl der Dichter mit astrologischen Ausdrücken wie *μοῖρα* operiert, jedes astrologischen Systems. Auch ein Mathematiker, E. Hoppe, dem ich die Stelle vorlegte, erklärte mir, sie enthalte, von jedem Standpunkt aus betrachtet, völligen Unsinn.“ (Geffcken, *Eine gnostische Vision*, Sitzungsber. d. k. preuß. Ak. d. W. 1899, 700.)

Daraus darf man wohl schließen, daß es bis dahin niemand gelungen ist, in dem Krieg der Gestirne irgendwelche sinnvolle Allegorie, geschweige denn wirkliche kosmische Vorgänge zu erkennen. Ich gestehe gern,

daß es mir bei der ersten flüchtigen Prüfung nicht besser erging. Eine vieljährige Beschäftigung mit der Entzifferung keilinschriftlicher Nachrichten über astrologische und astralmythologische Anschauungen der Babylonier hat mich indes belehrt, daß sehr vieles von dem, was uns modernen Abendländern an der morgenländischen und besonders der altorientalischen Ideenwelt als unsinnig erscheinen will, weder des realen Hintergrundes noch der gesunden Logik entbehrt. Diese Erkenntnis war auch die Veranlassung, eine Lösung der obschwebenden Frage wenigstens zu versuchen.

Der Erfolg übertraf die kühnste Erwartung: das „wahnsinnige Finale“ enthüllte sich als eine hübsche Einkleidung wirklicher Naturereignisse nach einem vollkommenen einheitlichen Plan. Und so treu gibt der Dichter die astronomischen Vorgänge wieder, daß die modernen Hilfsmittel der Berechnung nicht nur das Heimatland der Dichtung, sondern sogar die Jahreszeit ihres Eintreffens zu bestimmen gestattet.

Das himmlische Drama beginnt mit einem interessanten Vorspiel, das zugleich den eigentlichen Sternkampf begründet. Zwei gewaltige Meteore von scheinbarer Größe und Gestalt der Sonne und des Mondes zeigen sich drohend am Himmel mit ihren charakteristischen Begleiterscheinungen. Darüber gerät die Sternenwelt in Aufruhr und es beginnt der eigentliche Sternkampf. Der Morgenstern (Venus), auf der Rückseite des Löwen stehend, leitet ihn ein. Der Kampf bewirkt eine völlige Umwälzung. Das Ende ist ein neues Himmelsbild, wie es sich schließlich nach siebenmonatlicher

Bewegung der Sonne von etwa der Mitte der Jungfrau¹ bis zur Mitte des Widders herausstellt. Die Gestirne, die beim Beginn des Kampfes den dämmernden Morgenhimmel beherrschten, fahren schließlich in den Okeanos hinab und setzen dabei die Erde in Brand. Das ist der Grundgedanke der Dichtung, der in allen Einzelheiten treu festgehalten ist, aber erst erkannt wird, nachdem die Tatsachen bloßgelegt sind, die der Schleier der Poesie dem profanen Blicke verbirgt. Indem wir uns dieser prosaischen Arbeit unterziehen, können wir vor allem die astronomische Rechnung nicht entbehren. Sie allein kann uns Sicherheit geben nicht nur über die Stellung

¹ Sicher ist, daß die Venus als Morgenstern auf dem „Rücken des Löwen“ stand, als der Kampf begann (Vs 516, unten S. 13 f.); die Sonne war daher östlich davon und zwar in der Jungfrau, was auch durch Vs 208 f. der Parallelstelle Vs 206—213 (unten S. 32) bezeugt wird. Wenn wir aber annehmen, daß die Sonne damals beiläufig in der Mitte (im 15.^o) des Zeichens der Jungfrau stand, so ist diese Schätzung durch Vs 517 (s. unten S. 16) berechtigt, wonach beim Beginn des Kampfes der Mond Altlicht (= letzte Sichel kurz vor dem astronomischen Neumond), am Ende des Kampfes aber Neulicht zeigte, daß also zwischen Anfang und Ende ein Multiplum von synodischen Monaten + etwa 3 Tagen liegen muß, und außerdem gemäß Vs 522a (s. unten S. 21) das Ende durch den heliakischen Untergang von η Tauri (Vs 522a) auf 7.—8. April jul., wo die Sonne im 13. (bzw. 15.^o) des Widders stand, hinreichend fixiert wird. Denn zwischen der Stellung der Sonne in 15^o Virginis und der in 15^o Arietis lagen 7 Monate + 2.7 Tage. Der Terminus a quo kann also nicht wesentlich verfehlt sein. Höchstens könnte es sein, daß mit einer kleinen Verschiebung (Steigerung) der Länge der Sonne im Terminus ad quem eine solche auch im Terminus a quo nötig wäre. Das würde aber für die Erklärung des Textes ganz belanglos sein.